

# SZEGED, DIE STADT MIT DEM JANUSGESICHT

VON STEFAN SÓTÉR

Wenn man sich mit dem Zug der Stadt Szeged nähert, sieht man ihre Türme irgendwo in der Gegend vom Fehértó (Weißsee) am Horizont auftauchen. Ringsumher dehnt sich eine öde, traurige Landschaft, der Boden ist zerfressen vom Natron, das sich wie eine große, weiße Wunde auf der fruchtbaren, gesunden Erde ausbreitet. Der Zug rattert weiter, und wieder sieht man das gewohnte Bild des Tieflandes: Ackerfelder, Häuser mit Schilfdächern und weitab regelrecht gepflanzte Alleen, die vielleicht die Richtung der Theiß zeigen. Die weiße Narbe erschien nur auf einen Moment und wirkt gar nicht sonderlich besorgniserregend; sie gleicht eher einem kleinen Ausschlag, wie er nach üppigen Mahlzeiten am Rand der Lippen eines Schlemmers zu sehen ist. Von jeher war diese Landschaft ein Kanaan, und der Natronfleck will vielleicht nur an die Kehrseite des Reichtums gemahnen oder an die Gefahr, die hinter jedem scheinbar sorglosen Leben lauert. Die Stadt, der man zustrebt, ist in der Tat glücklich zu preisen: sie liegt inmitten der Großen Tiefebene, ohne sich in ihr zu verlieren. Die Flüsse, an deren Treffpunkt sie entstand, verbinden sie mit dem Hochland und dem Meer, und ermöglichen ihr, mit allem zu handeln, was in ihrer Gemarkung wächst und gedeiht. Solche Städte bereichern sich auch leichter: Holz und Salz kommen in ihre Häfen angeschwemmt, und ihr Leben wird frei und weit wie das ihrer Schwestern an der Meeresküste. Ihre Bewohner haften nicht an der Scholle: wenn es sie gelüstet, besteigen sie ein Schiff oder ein Boot und werfen ihre Netze aus, da das Wasser hier nicht weniger reich ist als der Boden. Der Gedanke liegt nahe, daß in Szeged zwei Menschenschläge leben, von denen der eine der Erde, der andere dem Wasser gehört. Auch die Stadt wird wohl zwei Gesichter haben: das eine ist den Feldern zu- gekehrt, das andere beugt sich über den Strom.

Diese Stadt mit dem Janusgesicht wird man nicht auf den ersten Blick entdecken. Der Fremde, der sich vom Bahnhof ins Herz der Stadt fahren läßt, sieht nur ein Antlitz — und dieses findet er auf den Buda- pester Ringstraßen so gut wie in Miskolc oder in Nagyvárad. Es ist das Antlitz der um die Jahrhundertwende emporgeblühten Städte der Monarchie. Das Szeged, das den auf kurzen Aufenthalt eingetroffenen Besucher empfängt, ist kein Produkt der Geschichte, sondern die Frucht der Städte- bautheorien des vergangenen Jahrhunderts. Das wahre Szeged findet man am ehesten auf einem Stadtplan aus dem 15. Jahrhundert. Dieser zeigt zwei inselartige Ansiedlungen von Sumpf- und Marschgelände um- geben, als wären es zwei Städte statt einer, nicht durch einen Fluß, sondern durch ein Inundationsgebiet, ein Sumpfgelände voneinander getrennt.

Diese beiden Städte — die Untere und die Obere — waren einander nicht nur örtlich, sondern auch seelisch weit entrückt. Beide waren verkapselt in ihre eigenen Lebensformen, die ihnen gegenseitig fremd waren und vielleicht bis zum heutigen Tag geblieben sind. Die eine führte das Leben der Erde, die andere das des Wassers. Die Untere Stadt war von Bauern bewohnt, die Obere von Fischern und Schiffern. In gegenseitigem Argwohn zogen sie sich viel zu weit voneinander zurück, so daß sich eine dritte Siedlung zwischen sie einkeilen konnte: die Planke (Palánk), ursprünglich eine Festung zum Schutz der beiden Stadtteile, später ein Fremdviertel, den beiden Stadtteilen feind, heute die Innere Stadt, der die anderen Stadtteile auch jetzt noch so mißtrauisch gegenüberstehen wie früher einer dem anderen.

Legen wir den alten Stadtplan über den heutigen, so können wir deutlich sehen, daß das Gesicht der Stadt seit den ersten Ansiedlungen höchstens runder und voller geworden, im Knochengerüst aber dasselbe geblieben ist. Dieser Knochenbau wird auch von dem im Geschmack des vergangenen Jahrhunderts gehaltenen Stadtgesicht nicht verborgen, das gleich Vexierbildern von jeder Seite verschiedene Züge zeigt, je nachdem, ob man es von vorne, von rechts oder von links betrachtet. Blicken wir der Stadt geradeaus ins Antlitz, so entdecken wir nur die oberflächliche Kosmetik des ausgehenden 19. Jahrhunderts, hinter dessen unpersönlichen Zügen jedoch rechts ein Reeder der Oberen Stadt mit blondem, länglichem Gesicht, links aber ein Landmann der Unteren Stadt mit dem kumanischen Rundschädel hervorspäht. Jeder, der eine Zeit in Szeged verweilt, weiß, daß der alte Stadtplan auch heute gültig ist.

Die beiden Städte waren durch schmale Dämme verbunden, so schmal, daß sie nicht nur den Austausch von Sitten und Bräuchen verhinderten, sondern selbst für einen Hochzeitszug mit dem Brautschatz nicht genügten. Untere und Obere Stadt heirateten nie untereinander; daran liegt es, daß beide ihre Eigenart und ihre Sitten so lange zu bewahren vermochten. Auch im Charakter waren sie grundverschieden. Nach einem alten Szegeder Spruch war die Obere Stadt *hochmütig*, die Untere *fromm*. Zu dieser Frömmigkeit trugen die Franziskaner nicht wenig bei. Sie gehören heute noch zu diesem Stadtteil, so gut wie die Häuser mit den Sonnenstrahlfassaden, deren Vorbild die andächtigen Gläubigen angeblich im Triangel des Gottesauges auf dem barocken Hochaltar ihrer Gnadenkirche fanden. Denn ähnlich wie Florenz und Siena, ist auch Szeged um Kirchen und Klöster erbaut worden. Noch heute blicken zwei Kirchen und zwei Klöster einander über die Dächer hinweg an: die der Franziskaner der Unteren Stadt und die der Minoriten der Oberen. Die Bevölkerung der Oberen Stadt, durch ihren Erwerb auch der Wunderwelt und der Poesie der Flüsse und Röhrichte vermählt, hatte stets viel für ein behagliches Wohlleben übrig, für die Freuden der Tafel, für Musik und Tanz. In den sorglosen Jahren vor dem ersten Weltkrieg, als die Stadt auf dem Höhepunkt ihres Reichtums stand, waren die Wirtshäuser der Oberen Stadt am berühmtesten, nicht nur durch ihren Wein und Paprikafisch, sondern auch durch ihre Zigeunermusikanten, denen zuliebe die leichtlebigen Herren aus der Batschka im Winter so gern einen Ausflug in die Stadt unternahmen. Hier spielte einst der große Zigeunerprimas



Pista Dankó und in den Küchen dieser Häuser wurden die Speisen zubereitet, deren Rezepte in Tante Resis Kochbuch, dieser Schatzkammer der Szegediner Kochkunst festgehalten sind. Die Schiffe der Oberen Stadt beförderten Waren der Theiß und der Donau entlang. Dieses Volk hatte den Handel schon zur Zeit der Árpáden erlernt.

Dagegen lebte die Untere Stadt mißtrauisch und vorsichtig. Jókais »Goldmensch« wäre in den mit Katzenkopf gepflasterten Gassen der Oberen Stadt noch heute ganz gut denkbar, und in der Stadt umwob Szeged das mit Schiff und Netz erworbene Vermögen der Familie Zsótér mit ähnlichen Legenden wie Komárom den Reichtum des »Goldmenschen« Michael Timár. Die Untere Stadt blieb ein Viertel der eifersüchtig erknauserten Bauernvermögen und des stillen, nüchternen Lebens. Die Fenster ihrer Häuser gingen auf fette Felder mit schwarzer Erde, die ihrer Seelen aber auf eine Art verschämter, mystischer Bauernfrömmigkeit, in die vielleicht nur die berühmte Wallfahrt am Tage von Mariä Schneefeier (»Haviboldogasszony«) einen Einblick gewährt. Die Untere Stadt barg stets etwas in der Tiefe ihres Herzens, und erschloß sich dem fremden Blick nie. Heute noch lebt die Erinnerung von Wundern und Hexenprozessen über diesem Stadtteil, unter dessen Frauen und Mädchen sich von Zeit zu Zeit immer eine findet, die im Brunnenspiegel oder im Geäst eines Birnbaumes das Bild der Muttergottes zu erblicken vermeint. Während die Obere Stadt ihr heißes Blut in lärmenden Gelagen auslebte, verwandelten sich die verdrängten Leidenschaften und Sehnsüchte der Unteren in Erscheinungen und Gebete vor dem wundertätigen Gnadenbild oder der Schwarzen Madonna.\*

\* Einleitung des Bilderbuches über Szeged. (In Vorbereitung beim Volk und Reich-Verlag, Berlin—Amsterdam—Wien—Prag.)